

CHRISTUS ERKENNEN UND IHM NACHFOLGEN ALS KONSEQUENZ VON OSTERN¹

Kurt Kardinal Koch

Von Jean-Paul Sartre, dem grossen französischen Philosophen und erklärten Atheisten, wird berichtet, er soll auf seinem Sterbebett von einem Freund gefragt worden sein, ob er nicht doch an ein Leben nach dem Tode glaube. Entgegen seiner bisher vorgetragenen Auffassung, dass mit dem Tod alles aus sei, soll er jetzt kurz vor dem Sterben geantwortet haben: „Peut-être“ – „Vielleicht“. Mit diesem „Peut-être“-Glauben steht Sartre freilich nicht allein, er steht vielmehr für viele moderne Menschen und selbst Christen, die in ihrer Deutung des Todes unsicher geworden zu sein scheinen und es im Blick auf ein Leben nach dem Tod höchstens zu einem „peut-être“ à la Sartre bringen.

Darin unterscheidet sich die Glaubenssituation von nicht wenigen Christen heute massgeblich von den ersten Christen. Diese waren voll und ganz der Überzeugung, dass es sich beim christlichen Glauben an die Auferstehung Jesu Christi und unsere Teilhabe an ihm um einen radikalen Ernstfall für diesen Glauben handelt, den sie mit der Kurzformel zum Ausdruck gebracht haben: „Nimm auf die Auferstehung hinweg, und auf der Stelle zerstörst du das Christentum.“ Von daher stellt sich uns die elementare Frage, wie wir zu neuer Gewissheit über das österliche Geheimnis kommen können. Das heutige Evangelium will und kann uns bei der Suche nach einer tragfähigen Antwort eine hilfreiche Wegweisung sein. Denn es zeigt uns, worauf es im christlichen Leben ankommt.

Christus wahr-nehmen: „Es ist der Herr!“

Beginnen wir bei der Betrachtung des Evangeliums mit einer unscheinbaren Feststellung: Am Ufer des Sees von Tiberias steht ein Unbekannter, den die Jünger, die zum Fischfang aufgebrochen waren, aber keinen Erfolg gehabt haben, nicht erkennen. Sie wissen nicht, dass es Jesus ist. Nur der Jünger, den Jesus liebte, erkennt ihn und sagt zu Petrus: „Es ist der Herr!“ Erst daraufhin springt Petrus auf, gürtet sich das Obergewand um und springt ins Wasser, um ihm entgegen zu gehen. In dieser unscheinbaren Feststellung ist ein Doppeltes enthalten, das für unser christliches Leben von grundlegender Bedeutung ist:

Wer wirklich Christ sein oder werden will, muss erstens Jesus Christus gesehen haben und muss ihn in seiner Ganzheit kennen lernen, und zwar als den Auferweckten, wie er sich den Jüngern zu erkennen gibt. Dies ist in der heutigen Situation nicht ganz leicht, da viele Menschen heute sich vor allem berühren lassen von den menschlichen Dimensionen an Jesus von Nazaret, während ihnen das Bekenntnis, dieser Jesus sei der eingeborene Sohn Gottes, der als der Auferweckte in der Gestalt und Person des Heiligen Geistes unter uns gegenwärtig ist, und insofern der kirchliche Christusglaube weithin Mühe bereiten. „Jesus ja - Christus nein“: auf diese Kurzformel müsste man die durchschnittliche Einstellung des heutigen Menschen zu Jesus bringen. Der Jünger, den Jesus liebte, aber bekennt: „Es ist der Herr!“ Christuserkenntnis ist immer Erkenntnis des durch Menschenhand Getöteten, aber durch Gotteshand Auferweckten, wie es uns das Evangelium unmissverständlich vor Augen führt.

Dieses Bekenntnis konnte der Lieblingsjünger Jesu zweitens nur aussprechen, weil er selbst liebte. Denn nur Liebe erkennt wirklich. Das heutige Evangelium lädt uns ein, der alten Volksweisheit, Liebe mache blind, von Grund auf zu widersprechen. Verliebtheit mag sehr wohl blind machen, nicht hingegen Liebe. Liebe macht vielmehr sehend. „Simon, Sohn des Johannes, liebst du mich?“ Dies ist die alles entscheidende Frage, die der Auferstandene an Petrus stellt, bevor er ihm die Sendung anvertraut, seine Schafe zu weiden. Jesus wiederholt seine Frage dreimal, um

¹ Homilie in der Eucharistiefeyer im Dom zu Regensburg am 14. April 2013.

unmissverständlich deutlich zu machen, dass in der Liebe zu Christus das wichtigste Kriterium für eine spezifische Berufung in der Nachfolge Jesu Christi besteht. Für geschulte Ohren von modernen Christen und Christinnen mag diese Konzentration auf das eine Kriterium der Liebe zu Christus seltsam klingen: etwas spiritualistisch und abgehoben. Doch wir können das heutige Evangelium drehen und wenden, wie wir wollen, wir kommen nicht an der Feststellung vorbei: Der Auferstandene fragt Petrus nicht nach seinem künftigen pastoralen Programm und schon gar nicht nach dem kirchenpolitischen Kurs, den er einzuschlagen gedenkt. Der Auferstandene fragt Petrus nicht einmal danach, ob ihn die anderen Jünger und das Volk Gottes wohl annehmen werden. Nein, Christus fragt Petrus allein nach seiner Liebe zu ihm: „Simon, Sohn des Johannes, liebst du mich?“

Sprung ins Wasser im Vertrauen auf die Schwerkraft der Gnade

Dieses Evangelium muss auch uns zu denken geben. Denn diese alles entscheidende Frage stellt Jesus nicht nur dem Petrus, sondern auch uns allen: Besteht unser Christsein wirklich in einer persönlichen Liebes- und Freundschaftsbeziehung mit dem auferstandenen Christus? Damit jedenfalls steht oder fällt das Christsein zumal in der heutigen Situation, in der die gesellschaftlichen Stützen der Volkskirche und des Brauchtums, die bisher das Christwerden und Kirchesein getragen haben, stets unaufhaltsamer schwächer werden. In dieser Situation muss unser christliches Leben sich vor allem darin bewähren, eine persönliche Christusbeziehung zu leben und zu vertiefen.

Den Ernstfall einer persönlichen Christusbeziehung demonstriert im heutigen Evangelium Petrus, der ins Wasser springt und damit offenkundig macht: Zu Jesus Christus kann man nur kommen, wenn man genügend Vertrauen hat und den Mut aufbringt, über die Wasser zu gehen und sich seiner Schwerkraft, genauerhin der Schwerkraft der Gnade anzuvertrauen. Darin liegt die zweite grundlegende Wegweisung des Evangeliums für unser christliches Leben: Es ist nur in der Kraft der Gnade möglich. Diesbezüglich ist das Christsein der Kunst ähnlich, die ebenfalls im Kraftfeld der Gnade lebt, weshalb man von einem Künstler, dem ein Werk gelungen ist, zu sagen pflegt, er sei ein begnadeter Künstler. Sollte man von einem Christen nicht ein analoges Zeugnis ausstellen können?

Diese Grundüberzeugung des christlichen Glaubens steht freilich quer zur heutigen Mentalität in der Gesellschaft und selbst in der Kirche. Denn heute haben wir uns angewöhnt, uns aufs Machen zu verstehen und uns aufs Machen zu verlassen. „Wie macht man das?“ Dies ist die alles entscheidende Frage geworden, auch in der Kirche; und wenn man weiss, wie man's macht, hindert einem nichts daran, es eben zu machen. Mit dieser angeblich so modernen Mentalität hatte sich freilich schon Paulus auseinandersetzen, wenn er den Korinthern gegenüber einschärft, dass sie sich selbst nichts zuschreiben können, weil sie zu so grossem Vertrauen zu Gott gar nicht fähig sind: Unsere Befähigung stammt vielmehr von Gott. „Er hat uns fähig gemacht, Diener des Neuen Bundes zu sein“ (2 Kor 3, 6). Es ist Gott selbst, der uns qualifiziert. Petrus im heutigen Evangelium erinnert uns daran, dass wir das Entscheidende im Christsein zunächst immer nur empfangen können und dass immer Gott den ersten Anfang macht, mit dem wir dann freilich auch etwas Gutes anfangen können und sollen. Dann ist unser Machen und Tun von Gottes Gnade begleitet. Diese Erfahrung nimmt unserem Tun keineswegs den Ernst, sondern schenkt ihm die Gelassenheit des Vertrauens im Gang über die Wasser des Lebens.

Kirchliche Mahlgemeinschaft: „Kommt her und esst!“

Damit ergibt sich die dritte Wegweisung unseres Evangeliums, die freilich verschlüsselt ist in der merkwürdigen Geschichte von den 153 Fischen, die Petrus ans Land zieht. Was hat diese präzise Zahl zu bedeuten? Schon die Kirchenväter haben darauf hingewiesen, dass der Zahl 153 die Zahl 17 zugrunde liegt. 17 aber ist die Zahl jener Völker, die im Pfingstbericht erwähnt werden. Wie diese 17 Völker des Pfingstberichts auf die Kirche aus allen Völkern verweisen, so deuten die 153 Fische auf die Weite der Kirche Jesu Christi, die alle Arten von Fischen in sich bergen und ihnen Raum

geben soll. Der jüdische Gelehrte Robert Eisler hat zudem darauf aufmerksam gemacht, dass 153 die Summe der Zahlenwerte von Simon (76) und Ichthys (77) ist und dass folglich der Fisch Jesus Christus und Petrus zusammengehören und nicht voneinander zu trennen sind – auch heute nicht. Denn der Glaube an die Auferstehung Jesu Christi und die Einheit mit dem Petrusnachfolger gehören unlösbar zusammen.

Damit ist uns ein wunderschönes Bild von der Katholizität der Kirche geschenkt. Das Evangelium hebt ja ausdrücklich hervor, dass, obwohl es so viele Fische waren, das Netz nicht zerriss. So muss auch die Kirche der Raum aller Fische Jesu Christi sein. Diesem universalen und wahrhaft katholischen Lebensraum der Kirche will das Erkennen Jesu Christi im christlichen Leben dienen. Denn das Erkennen Jesu Christi und das Glauben an ihn kann kein Christ für sich allein vollziehen, wie bereits der altkirchliche Theologe Tertullian sehr präzise gesagt hat: „Ein Christ ist kein Christ.“ Christsein kann man vielmehr nur in der Glaubensgemeinschaft der Kirche, im grossen Netz, in dem alle Fische Jesu Christi zusammen leben.

Die Glaubensgemeinschaft der Kirche findet dabei ihren schönsten Ausdruck im gemeinsamen Essen. Es ist kein Zufall, dass unser Evangelium genau dahin zielt: „Kommt her und esst!“ Jesus nimmt das Brot und gibt es den Jüngern, ebenso den Fisch. In diesem gemeinsamen Essen offenbart sich Jesus den Jüngern. Dieses Frühstück, das Jesus den Seinen am See Tiberias bereitet, weist aber schon über sich hinaus auf die Eucharistie, in der sich uns Christus auch heute offenbart und schenkt. Kirche ist zuerst Eucharistiegemeinschaft, und in ihr ist am besten verdichtet, worum es auch im christlichen Leben: uns von Christus bedienen lassen, der uns Brot und Fisch zu essen gibt und damit sich selbst schenkt. Denn Brot und Fisch sind Zeichen für Christus, der selbst Fisch geworden und in die Tiefe des Meeres hinabgestiegen ist

Mit seinem ganzen Leben hat er das Zeichen des Jona, sich aufnehmen zu lassen in den Bauch des Meeres, erfüllt. Denn wer Fisch wird, gibt nichts weniger als sich selbst – und lädt uns ein, es ihm gleich zu tun. Damit werden wir in die Nachfolge Christi gerufen – wie Petrus. Denn das Evangelium findet sein Finale erst im Wort des Auferstandenen an Petrus: „Folge mir nach!“ Genauso erreicht unser christliches Leben sein wahres Ziel in der Nachfolge Jesu Christi, und zwar auf das eigene Konto.

Eines steht jedenfalls fest: Wäre Petrus Jesus nicht nachgefolgt, sondern bei seinem Fischereihandwerk geblieben, dann gäbe es gewiss auch heute noch am See von Tiberias eine Fischereigrosshandlung mit dem Namen „Petrus & Co AG“ zu bestaunen, aber es gäbe dann sicher keine Kirche. Kirche ist nur dadurch möglich geworden, dass Petrus nicht auf den Er-Folg in der Fischerei gesetzt hat, sondern sich in die Nach-Folge Jesu Christi hat rufen lassen. Genauso kann auch unser Christsein heute nicht der Errichtung einer Fischereigrosshandlung dienen wollen. Dann träte es in Konkurrenz zu den Märkten in der heutigen Gesellschaft und erweise sich bald als überflüssig. Durch nichts ersetzbar ist das Christsein aber nur, wenn es in die persönliche Nachfolge Jesu Christi in der Lebenswelt von heute führt.

Erst dann kommt Ostern an sein Ziel. Wenn wir dies bedenken, werden wir auf das Osterevangelium nicht bloss mit einem „Peut-être“-Glauben à la Sartre antworten, sondern mit einem beherzten und österlich bewegten „Amen. Halleluja!“.

Erste Lesung: Apg 5, 27-32. 40b-41

Zweite Lesung: Apk 5, 11-14

Evangelium: Joh 21, 1-19

Predigt von Kurt Kardinal Koch am 14. April 2013 in Regensburg